



(Nachdruck verboten.)

Schuldig.

32) Roman aus dem Englischen von Frank Barrett.

Mr. Everleigh ſchwieg. Nach einer ziemlich langen Pauſe trat der Portier ein.

„Sie können kommen,“ ſagte er, „ſie ſind nämlich noch beim Diner.“

„Wollen Sie gehen?“ fragte Mr. Everleigh.

Sie ſchüttelte das Haupt, was braucht ſie noch jenes Weib zu ſehen.

„Es muß ſein,“ erklärte Mr. Everleigh in leiſem, aber beſtimmtem Tone, „morgen werden Sie dem, was ich heute ſagte, nicht Glauben ſchenken, deshalb iſt es beſſer, Sie überzeugen ſich ſelbſt. Valentin Bromley wird Mittel finden, Sie wieder zu täuſchen, ſo wie er es früher gethan. Er wird eine neue Kugel erfinden und Sie werden dann eher ihm, als der Wirklichkeit trauen.“

Sie erhob ſich, es war ihr nicht möglich, an das Entſetzliche zu glauben, dennoch mußte ſie, daß ſie den bitteren Kelch bis zur Reize leeren mußte.

„Einen Augenblick, Sir,“ ſagte der Portier, ſich hinter dem Ohre krauend, „was ich hier thue, iſt mehr als ein Souverain werth, es kann mich meine Stellung koſten, und nur wenn die Lady ihr Verſprechen giebt, daß ſie ſich ruhig und gelaffen benimmt, kann ich ſie durchlaſſen. Ein Laut von ihr könnte mich verderben.“

„Werden Sie ſich beherrſchen können?“ fragte Mr. Everleigh die junge Frau. — „Ja.“

„Ich ſiehe für die Lady ein,“ ſagte Mr. Everleigh.

„In dieſem Falle bin ich ruhig, denn ich kenne Sie und weiß Ihr Wort zu ſchätzen.“

Damit öffnete ſie die Thür. Eine nebelige Luſt ſchlug ihr entgegen. Wieder fühlte ſie einen Schwächezuſtand, ſie preßte die Hände feſt aufeinander. Mr. Everleigh bot ihr den Arm an, ſie aber ſchlug ihn aus, denn ſie haßte ihn.

„Gehen Sie links hinein,“ flüſterte Mr. Everleigh, „das iſt der nähere Weg, Sie ſehen, wie ich mich ausſenne,“ fuhr er in leiſerem Tone fort, um von dem Portier, der ihnen folgte, nicht gehört zu werden. „Ich habe dieſes Haus ſeit Wochen unſchlichlich und alle Vorgänge darin beobachtet, ich kenne Valentin länger, als Sie ihn kennen und er kennt mich auch, obgleich unter einem anderen Namen. Zweimal wären wir uns in Ihrer Gegenwart beinahe gegenüber geſtanden, einmal in Faulcondale und das andere Mal in der „Warburton Villa“. Ich vermuthete, daß ſeine Frau noch lebte, doch wollte ich erſt einen beſtimmten Beweis dafür haben.“

„Um Sie vor dieſem Unglück, dieſer Schande zu bewahren, trachtete ich, als ich von Ihrer bevorſtehenden Heirath erfuhr, mich über dieſe dunkle Affaire näher zu informiren. Als mir dies gelang, war es leider zu ſpät, er hatte bereits die Romodie einer Hochzeitſzeremonie aufſpielen laſſen und Sie hinweggeführt. Ich verſuchte, Sie durch die angebliche Geſchichte meiner Schweſter aufzuklären. Wollte Gott, es wäre meine Schweſter und nicht Sie, die der Glende ſich nun zum Opfer auſerleſen!“

Dorothea antwortete nicht, was lag ihr an dieſen Nebenſächlichkeiten!

Der Kiesweg zog ſich durch das Geſträuch, welches die Wiefen zu beiden Seiten bis zur Villa begrenzte.

„Warten Sie einen Augenblick, Sir,“ ſagte der Portier, als ſie an der Thür angelangt waren.

Er ſchritt ins Balmenhaus, es war nicht beleuchtet, aber durch das Fenſter drang aus dem gegenüberliegenden Speiſezimmer ein Lichtſchein, der ſchräg durch den Raum fiel.

Der Portier trat wieder heraus und winkte den Weibern. Dorothea zögerte einen Augenblick, ſie wollte ſich ſammeln, ehe ſie hineintritt. Statt deſſen bekam ſie eine Schwäche und drohte umzuſinken. Mr. Everleigh faßte ſie am Arme, ſie fühlte es nicht einmal.

Lautes Gelächter ſchallte ihr entgegen, aus dem ſie deutlich die ſonore, tiefe Stimme ihres Gatten erkannte. Sie konnte keine Worte nicht vernehmen, noch einige Schritte und ſie ſtand vor dem offenen Fenſter.

Mr. Everleigh ſchlug die Zweige zurück, und ſie ſah den langen, mit Blumen geſchmückten Tiſch, um den die Gäſte verſammelt waren. Valentin ſaß mit dem Rücken zu ihr. Ein Herr und eine Dame nahmen die Plätze ihm zur Rechten, zwei andere Herren ſaßen ihm zur Linken ein. Den Vorſitz an der Tafel führte jene Frau, um bereitwilligen Dorothea hierhergekommen war.

Sie hatte erwartet, eine ältere, unſchöne Dame aus der hohen Geſellſchaft zu finden und ſah eine junge, zarte Frau mit weichen, ſchüchternen Zügen vor ſich, auf welchen ein Hauch von Schwermuth gebreitet lag.

„Auch ſie iſt eine beleidigte Frau!“ Die Worte Mr. Everleigh's klangen in ihrer Seele wieder.

Die Stimmen klangen klar und deutlich zu ihr. Einer der Herren hielt eine längere Rede, eine allgemeine Diſkuſſion entſpann ſich, plötzlich rief eine Stimme:

„Wie lange gedenken Sie noch bei uns zu bleiben, Mr. Bromley?“

„Das hängt von dem Geſundheitszuſtand meiner Frau ab,“ erwiderte der Kapitän. „Die Aerzte verbieten ihr, das Haus zu verlaſſen, ehe ſie wieder hergeſtellt iſt.“

„In dieſem Falle ſind ihre Aerzte unfere Freunde,“ erwiderte der Herr. „Sie werden uns alſo erſt im Frühling verlaſſen, Mrs. Bromley?“

„Das hängt von meinem Gatten ab, wenn Valentin —“ Weiter hörte ſie nicht, ſie taumelte zurück und der Portier fing ſie auf. Mr. Everleigh legte ihr das Taſchentuch an die Lippen, um ihren Aufſchrei zu erſticken, es war nicht nothwendig, ſie hatte das Bewußtſein verloren.

Sechszwanzigſtes Kapitel.

Als Dorothea wieder die Augen aufſchlug, fand ſie ſich im Bette eines kleinen, weißgetünchten Zimmers. Sie glaubte ſich in ihrer Villa in Faulcondale, aus einem böſen Traume erwacht; ſie hatte das Gefühl, als ſei etwas Furchtbares mit ihr vorgegangen.

Sie wendete ſich um und vor ihr ſtanden Mr. Everleigh und eine ältere Frau mit einer Lampe in der Hand. Mr. Everleigh fühlte ihren Puls.

Sie richtete ſich jäh auf und entzog ihm die Hand. Die Szene im Speiſezimmer ſlog blitzartig durch ihre Seele, und ihr Abſcheu galt ſonderbarerweiſe nicht Valentin, der ſie betrogen hatte, ſondern dem Manne, der ihr Aufklärung gebracht.

„Es geht ihr beſſer,“ wendete ſich Mr. Everleigh an die Frau. „Sie können das Licht hinſtellen und ſie für eine Weile verlaſſen.“

„Wielleicht will die junge Lady etwas genießen?“ fragte die Frau. „Wir haben den beſten Rum in der Gegend.“

„Nein, Waſſer genügt,“ erwiderte Mr. Everleigh und fuhr zu Dorothea gewendet, fort: „Wir laſſen Sie jezt allein. Legen Sie ſich zurück und ruhen Sie. Wenn Sie etwas beſtändigen, ſo brauchen Sie bloß zu rufen. Wenn Sie nicht ausgeruht ſind, iſt an eine Abreiſe nicht zu denken. Verſuchen Sie, eine Stunde zu ſchlafen.“

Eine Stunde schlafen! Sie hätte ihm ins Gesicht lachen mögen. Schlafen bei dem Wirrsal der Gedanken, dem wilden Joren im Herzen, wenn jeder Nerv abgespannt war und ihre Seele nach Thaten dürstete!

„Werde ich noch jemals schlafen können!“ seufzte sie. Kaum allein gelassen, sprang sie aus dem Bette und schritt in wilder Aufregung im Zimmer auf und ab. Sie mußte handeln! Dann stand sie da, zum Sprunge bereit, als wollte sie sich auf-Jemand werfen. Auf wen? Was sollte sie thun?

Sie grub den Kopf in beide Hände, sie mußte Ordnung in die wirren Gedanken bringen, sich zu einem ruhigen Ueberblick ihrer Lage zwingen und einen bestimmten Plan fassen.

Ihr Blick fiel auf ein Glas Wasser, das auf dem Tische stand, sie erfaßte es in ihrer Fieberhebe und trank es aus. Der Trank wirkte einigermaßen beruhigend auf sie.

Sie setzte sich nieder, um die Ereignisse des Abends zu überdenken, und ging sie bis zu dem Augenblick durch, da sie in Ohnmacht gefallen war.

Sie erblickte die Reisetasche neben sich und Dorothea schloß aus verschiedenen Umständen, daß sie während ihrer Ohnmacht hierhergebracht worden war.

„Was geschehen soll, muß geschehen!“ rief sie. Sie erfaßte ihren neuen Gedanken mit Eifer. Vom Leibe riß sie die Kleider — sie waren von Valentins Geld gekauft — und legte einen einfachen Anzug an, den sie vor ihrer Hochzeit zu tragen pflegte. Sie legte ihre Ohrringe, Armbänder, allen Schmuck ab, der von Valentin herrührte, sogar den Trauring, den zu tragen sie nicht mehr das Recht hatte.

Dabei rollten die Thränen über ihre Augen. Wie glücklich war sie in ihrem einfachen Kleide gewesen, in dem sie ihm so gut gefallen hatte!

Und als sie den Ring vom Finger zog, da gab es ihr einen Stich ins Herz. Wie oft hatte sie dieses Zeichen der Zusammengehörigkeit voll Liebe betrachtet und dabei die besten Vorsätze gefaßt, sich zu bessern, und Demjenigen, der ihn ihr als Zeichen ewiger Liebe gegeben, eine treue Lebensgefährtin zu sein.

Aud mit welchem Stolz hatte sie die reichen Kleider und kostbaren Brillanten entgegengenommen und sich darüber gefreut, daß er das Bild des prächtigen Rahmens würdig hielt.

Und nun war Alles aus; Hoffnung, Stolz und Freude waren dahin! Der Schmuck war für sie werthlos geworden, seit er nicht mehr das Zeichen der Liebe für sie war. Und es gab keine Hoffnung mehr für sie, keine, sogar die Erinnerung an das Glück war vergiftet.

Sie wischte sich die Thränen, der Schmerz wich dem Jorne und dieser erfüllte so vollständig ihre Seele, daß kein anderes Gefühl daneben Raum hatte. Jede weiche Regung war verschwunden. Der Anblick der Geschenke erweckte ihren Abscheu.

„Mit diesem Ring betrog und schändete er mich, erniedrigte er mich zur Dirne.“ schloß sie zwischen den zusammengepreßten Zähnen. „Diese Brillanten sind der Preis für das Vergnügen, das ihm mein Umgang bot. Durch diesen Tand dachte er mich mit meiner Schmach zu veröhnen. Wie ein Kind behandelte er mich, dem man Spielzeuge vorlegt, um es in gute Laune zu versetzen, das man häßlich und auf das man durch die Befriedigung der Sinne einwirkt.“

„Was bin ich denn, ein unwissendes Landmädchen, mit dem man sich amüßet und das man dann beiseite wirft! Eine arme Närrin, der man schön thut und das dem Manne zum Scherze dient; eine Eroberung, die im Freundeskreis beim Glase Bier besprochen wird; der Gegenstand der Sinnenlust; ein unterhaltendes Geschöpfchen, dessen Eiferfucht ein wenig berücksichtigt werden muß und dann — ein Unsin ist aus der Vergangenheit, ein Phantom, das wie eine Rauchwolke verschwindet, ein Nichts.“

Diese Reflexionen steigerten ihren Jorn und ihre Erbitterung. Und während sie ihr durch den Kopf fuhren, warf sie die Schmuckgegenstände in die Reisetasche und verschloß dieselbe.

Dann ging sie zur Thür; sie war von außen geschlossen, doch im nächsten Moment war sie offen und Mr. Everleigh stand vor der jungen Frau.

„Schon auf?“ fragte er in einem Tone der Ueberraschung, der sie empörte.

„Halten Sie mich für eine Närrin?“ rief sie. „Für ein thörlisches Geschöpf, das man nach Belieben in Schlaf wiegen

kann und das gegen Schande und Schmach unempfindlich ist?“

„Nur Ruhe, Kind.“
„Ich bin kein Kind, ich bin ein Weib.“
„Ja, ein gekränktes Weib, und dennoch ein Kind,“ sagte er. „Ein Kind an Unerfahrenheit und Schwäche. Sie können nichts zur Milderung Ihrer Lage beitragen, nicht Ihre Zukunft sichern!“

„Unerfahrenheit! Welches Weib hätte mehr durchgemacht als ich, was hätte ich noch zu erfahren?“
Er wollte die Thür schließen.

„Lassen Sie mich durch,“ rief sie.
„Wohin?“ fragte er, ihr den Weg versperrend.
„Nach Chislehurst.“

„Nein, das dulde ich nicht, bis Sie Ihre Fassung wieder erlangt haben.“

„Ich will aber!“ rief sie heftig.
„Sie sollen hingegen, sobald Sie ruhig sind. Jetzt ist es halb zehn. Die Straßen sind finster, nirgends ist ein Lichtschein, noch ein Wegweiser zu sehen. Sie würden umherirren, bis sie, von Schwäche übermannt, erschöpft niederinken. Sie behaupten, Sie seien kein Kind, beweisen Sie es nur und seien Sie vernünftig.“

Sie sah ein, daß sie eines Führers bedurfte, und wenn sie ihrem Impulse folgte, zu keinem Ziele kommen würde.

„Ich bin hier, um Ihnen zu helfen, nicht aber, um Ihnen zu schaden,“ sagte er, die Schwelle freigebend, in der Ueberzeugung, daß sie dieselbe nicht überschreiten würde. „Ich weiß, was Sie mit Ihrem Ueberfall in Chislehurst beabsichtigen.“

Er schob ihr einen Stuhl zu und setzte sich dann ihr gegenüber.

„Sie haben Ihr Kleid gewechselt und Ihren Schmuck abgelegt, und gedenken denselben dem Geber zurückzustellen.“

„Ja, ich will nichts behalten, was aus Valentin Bromlens Händen kommt.“

„Da haben Sie recht. So handelt ein anständiges Weib. Ich verspreche Ihnen, daß er die Gegenstände innerhalb einer Stunde zurückerhalten und wissen soll, daß Sie ihn und seine Geschenke verachten, Sie selbst dürfen aber nicht der eigene Voth sein. Sie würden sich den Beleidigungen der Dienerschaft und der Möglichkeit aussetzen, zur Polizei abgeführt zu werden. Wenn eine Dame einen Herrn in seinem Hause belästigt, so hat er das Recht, sie bestrafen zu lassen.“

„Sie glauben, daß er mich, wenn ich zu ihm ginge, von den Diensthleuten beleidigen und bestrafen ließe?“ rief sie ganz entsetzt.

„Warum nicht?“ fragte kalt Mr. Everleigh. „Die Schande wäre eine geringe gegen jene, die er Ihnen angethan.“

„Das ist wahr.“
(Fortsetzung folgt.)

Eine Weihnachtsfeier an Bord des Itis.

Der Itis war mir, so erzählt ein in China lebender Mitarbeiter der „R. B.“, ein lieber alter Bekannter. Häufig habe ich ihn an der chinesischen Küste oder in dem Dafen des Yangtschiang getroffen und mit seinen Offizieren habe ich manche fröhliche Stunde verlebt. Hier hinten weit in China, wo man in den kleinen Flußhäfen häufig lange Zeit den Verkehr mit Landsleuten entbehren muß und auf die englischen „Vettern“ angewiesen ist, empfindet man bei derartigen Gelegenheiten so recht den gewaltigen Unterschied zwischen deutscher und englischer Geselligkeit und Gemüthlichkeit. Das mag ein Vorurtheil sein, aber ich habe es lieb, dieses Vorurtheil, und mit diesem verknüpfen sich liebe Jugenderinnerungen im deutschen Vaterlande und ich möchte es um alles in der Welt nicht missen.

Es war vor zwei Jahren, als wir hier in Tschinkiang am untern Yangtschiang die Freude hatten, unsern kleinen Itis mehrmals auf längere Zeit bei uns zu sehen. Es war zur Zeit des chinesisch-japanischen Feldzuges. Wir merkten zwar nicht viel davon, daß der Krieg im Lande tobte, aber man konnte doch nie wissen, was sich ereignen würde, und in willkommener Vorsicht hatten die Mächte die anwesenden Kriegsschiffe zum Schutze der Europäer auf die Vertragshäfen vertheilt. Ein uns günstiges Geschick fügte es, daß der Itis damals auch während der

Weihnachtszeit hier war und sein Kommandant Kapitänlieutenant Ingewohl lud meine Frau und mich zu der allgemeinen Feier am Weihnachtsabend ein. Wie an den andern guten Sitten, über die unsere englischen Freunde zuweilen die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen, haben wir in meiner Familie auch an der schönen Weihnachtsfeier festgehalten, aber seit Jahren hatten wir Weihnachten nicht mehr in deutschem Kreise erlebt. Ein Boot holte uns mit militärischer Pünktlichkeit zur festgesetzten Zeit ab, und unter den gleichmäßigen Ruderschlägen der Matrosen ging es dem Kanonenboot zu, das mitten in dem gewaltigen Ströme verankert lag. An der Kalltreppe empfing uns der Kommandant und führte uns auf den unter der Leitung des Lieutenants Löhlein hübsch mit Flaggen ausgeschmückten hintern Theil des Verdeckts. Mitunter ist es hier um diese Jahreszeit, wenn der Nordmonsun aus vollen Backen bläst, schon empfindlich kalt, weit kälter, als man dem Breitengrade nach annehmen sollte, aber zum Glück hatten wir einen so milden Tag, wie sie uns der Dezember nicht oft bringt, sodas man ohne Zähneklappern an Deck aushalten konnte. Nachdem sich die ganze Mannschaft oben versammelt hatte, begann der kirchliche, von Lieutenant Diesmeyer geleitete Theil der Feier und „Stille Nacht, heilige Nacht“ klang aus mehr als siebzig deutschen Kehlen die herrliche Weise über das Wasser. Meine Frau wandte den Kopf ab und ich sah, wie eine Thräne an ihrer Wimper hing, und auch mich, den die Wellen des Lebens nicht grade immer sanft geschaukelt haben, überkam etwas wie Nüßrung. Ich sehe, wie die Leser oder gar die verehrte Leserin lächeln, wenn sie hinter dem warmen Ofen von dieser Thräne und dieser Nüßrung lesen. Man muß eben Jahr aus Jahr ein nur chinesische und dann mit englische Laute in seiner Umgebung gehört haben, um sie zu verstehen. Nach Beendigung des Gottesdienstes war Verlojung unter dem Christbaum, denn zur echten deutschen Weihnachtsfeier durfte natürlich der strahlende Tannenbaum nicht fehlen. Ich glaube, es wurde etwas „gemonelt“ bei dieser Verlojung, damit jede Gabe auch in die richtigen Hände gerathe, denn um für jeden Matrosen das geeignete Geschenk zu treffen, hatten die Offiziere einige Leute der Mannschaft zu Rathe gezogen und von diesen in Schanghai die Geschenke für ihre Kameraden besorgen lassen. So konnten sie sicher sein, daß die Sachen den Wünschen jedes einzelnen besser entsprächen, als wenn sie selbst eingekauft hätten.

Nachdem die Verlojung beendet war, vertheilte man sich für die abendliche Feier. Wir besuchten zuerst den Raum, wo sich die Mannschaft bei Punsch und Cigarren niedergelassen hatte. Etwas niedrig und etwas heiss war es da, aber es war nicht die Hitze des Kampfes mit dem Feinde oder mit den tüchtigen Wägen, und auf allen Gesichtern glänzte Behagen und Frohsinn. Als wir eintraten, stimmte eine Sängerschaar das Lied „O du fröhliche, o du seltsame gnadenbringende Weihnachtszeit“ an. Wir schritten dann durch den Mittelgang des Raumes, wo die Leute in ihrer schmucken Feiertagsuniform zu beiden Seiten an kleinen Tischen saßen. Die Wände zierten allerlei beherzigenswerthe Sprüche, darunter auch das alte Wort: dulces et decorum est pro patria mori. Wer hätte in dieser frohen Festesstunde geahnt, daß die Nachfolger der Männer, die da so vergnügte Weihnacht feierten, berufen seien, der Welt zu zeigen, daß man nicht im alten Rom allein würdig den Tod für das Vaterland zu sterben wußte, sondern daß man auch im jungen deutschen Reiche diese schwere Kunst versteht. Auch fehlte es da nicht an witzigen Zeichnungen, die theilweise in transparenter Beleuchtung zu sehen waren. Dabei hatte die große Nase eines der Leute dem übermüthigen Jugendpott besonders herhalten müssen, und der Mann schien die Portraitähnlichkeit selbst zu empfinden, denn er sah möglichst zur Seite, als wir vorüberkamen. Die ermunternde Bemerkung eines der Offiziere, daß er sich seines schönen Riechorgans nicht zu schämen brauche, erregte natürlich unter der Mannschaft große Heiterkeit. Vom Mannschaftsraum ging es zu der Messe der Deckoffiziere und von dort in die Offiziersmesse, wo unter dem Tannenbaum Punsch und berragch gehäufter Teller mit echtem deutschen Weihnachtskuchen der Gäste warteten. Es ist kein großes und aufregendes Erlebnis, dieser Weihnachtsabend auf dem Iltis, aber uns, die wir hier in der chinesischen Fremde leben, brachte er eine seltene Freude, für die wir dem Kommandanten und den Offizieren des Iltis von Herzen dankbar waren.

Jetzt ruht der wackere kleine Iltis auf dem Grunde des Meeres und mit ihm so mancher brave deutsche Seemann. Von der Besatzung des Schiffes, mit der wir vor zwei Jahren jenen Weihnachtsabend verlebten, war zur Zeit des Unglücks, soviel ich weiß, niemand mehr an Bord. Der erste Offizier und der Arzt

wurden damals schon bald nach Neujahr abgelöst, aber wir hatten noch mehrmals Gelegenheit, auch ihre unglücklichen Nachfolger hier bei uns zu sehen. Mit dem ersten Offizier Lieutenant v. Holbach machte ich, kurz bevor uns der Iltis verließ, einen Spaziergang über die hiesigen Berge. Er erzählte mir, daß er noch niemals im fernen Auslande gewesen wäre und seine Mutter habe ihn daher nicht ohne Sorge gehen lassen. „Aber ein Unglück kommt ja selten vor,“ sagte der Ahnungslose, den der Seemannsloos so bald erreichen sollte. Der neue Arzt des Schiffes, Dr. Hildebrandt, war öfter unser Gast und spielte mit meiner Frau vierhändig. Er war ein ausgezeichnete Klavierspieler, so hatte er noch kurz vor dem Untergange des Kanonenbootes in Schanghai in einem philharmonischen Konzert unter großem Beifall mitgewirkt.

Ueber die Ursache des Unglücks sei noch bemerkt, daß man wohl mit der anfänglichen Meinung, der Iltis sei in Folge eines Taifuns untergegangen, auf der richtigen Fährte gewesen ist. Zwar wurde nachher festgestellt, daß das Schiff nicht während eines Orkanes verloren ging, aber ein ungemöhnlich heftiger Taifun hatte kurz vorher im nordchinesischen Meere gehaust. Nun hat ein solcher Wirbelwind immer sehr starke Stromverfaltungen zur Folge, wodurch der Iltis wahrscheinlich mehr dem Lande zugetrieben worden ist, als die Offiziere glaubten annehmen zu müssen. Der Iltis, der aus dem vor Taifunen geschützten Gelben Meere kam, konnte auf diesem Umstand nicht vorbereitet sein. In heimischen Zeitungen scheint man hierauf noch nicht hingewiesen zu haben.

Zum Schluß sei mir gestattet, einige Beobachtungen zu erwähnen, die mir beim Durchblättern der Zeitungen, die den Untergang des Iltis besprachen, aufgefallen sind. So machte eine in Schanghai erscheinende englische Zeitung kein Hehl aus ihrem bewundernden Erstaunen über den Heldennuth, mit dem die deutschen Seeleute in den Tod gegangen sind, und fügte hinzu, sie hätte so etwas bei dem in Deutschland herrschenden eisernen Drill nicht erwartet. Wie wenig man uns doch im Auslande kennt! Freilich, wer nach den paar Schauergeschichten, die Herr Bebel jeden Winter im Reichstage aufliest und die dann die Kunde durch die sensationslüsternen und uns mißgünstige Presse der ganzen Welt machen, unsere gesammte Wehrmacht beurtheilt, muß sich wirklich über die Haltung der Mannschaft des Iltis gemumbert haben. Wer aber Gelegenheit hat, unsere Marine draussen zu beobachten, der weiß, daß der gemeinsame Heldentod von Offizieren und Mannschaften des Iltis nur ein Ergebnis des echten und schönen kameradschaftlichen Verhältnisses zwischen den Offizieren und ihren Untergebenen war, das trotz der nothwendigen eisernen Mannszucht die deutschen Truppen vor allen andern auszeichnet.

Allerlei.

„Alligatorzucht in Florida.“ Wer hätte vor Zeiten wohl daran gedacht, daß Krokodile und Alligatoren einem Lande so schätzbar werden könnten, daß man zu deren Züchtung vorgehen sollte? Oder hätten die alten Ägypter, welche das Krokodil unter ihre heiligen Thiere aufnahmen, seinen Nutzen gekannt? Kurzum, in Florida hat man seit einigen Jahren erkannt, daß der bisher geführte Vernichtungskrieg gegen diese Thiere aufhören muß, weil sie das Land von Ratten und anderem nächtlichen Ungeziefer säubern (welches nun in den alligatorfreien Gegenden alle Gärten und Feldfrüchte zerstört), und außerdem ein an Dauerhaftigkeit unübertreffliches Leder liefern. Seitdem hat sich dort eine Alligatorzucht in großem Maßstabe aufgethan. Wir entnehmen das Nachstehende einem im neuesten Hefte von McClams „Univerzum“ erschienenen Artikel: Man verschafft sich die Eier, welche den Gänseiern in der Größe nahekommen, und legt sie in Brutmaschinen, wie man mit den Hühnerieren verfährt, nur daß die Alligator-Brutöfen viel leichter herzustellen sind und gar keine Unterhaltungskosten verursachen. Es sind einfache Sandbehälter, in die man die Eier vergräbt und auf einem Dache der glühenden Sonne Floridas aussetzt. Nach kurzer Zeit verlassen die Jungen zur größten Freude des Züchters in Schaaren den Sand. Ebenjo züchtet man ein dort einheimisches Krokodil, welches manchmal fünf Meter lang werden soll, aber man fürchtet diese Thiere wenig, und wenn auch ab und zu durch Unvorsichtigkeit ein Mensch ihnen zum Opfer fällt, so hat sich doch die Ueberzeugung befestigt, daß die Nützlichkeit weit überwiegt. Man findet die Alligatoreier in kleinen Häufchen, welche die Alligatormutter am Ufer aus Schlamm und Kräntern sichtet.

manchmal enthält ein solches der Sonne zum Ausbrüten überliefertes Hühnerei in Schichten 100—200 Eier. Das Weibchen überwacht das Auskommen der Jungen, und wenn es auch nicht, wie das südafrikanische Krotobil nach Voelkroons neuen Untersuchungen das Rufen der Jungen im Ei begehrt, um die dort tief im Boden vergrabenen, zum Auskriechen reifen Eier auszugraben (was hier nicht nötig ist), so führt es doch die Jungen alsbald zum Wasser und beschützt sie vor gefährlichen Fischen, Schildkröten und Vögeln. In diesem jetzt vom Menschen übernommenen Schutz und der Fütterung der Jungen besteht die Hauptaufgabe des Züchters, aber die Alligatoren wachsen leider nur sehr langsam heran und erreichen mit 15 Jahren kaum 60 Centimeter Länge, so daß man den ausgewachsenen Thieren von 3,5 Metern Länge, ein Alter von circa 75 Jahren zuschreibt. Es ist daher die Frage, ob man den furchtbaren Ausrottungskrieg der früheren Jahre wieder gut machen und das Thier vor dem Aussterben bewahren können, noch keineswegs bejahend zu beantworten; denn in manchen Gegenden sind die Alligatoren bereits sehr selten geworden und der Preis für Alligatorleder ist dementprechend gestiegen, wodurch wiederum die Jagd verschärft wird. In den Jahren 1880 bis 1894 sollen die Felle von dritthalb Millionen auf den Markt gekommen sein. Neben den Fellen werden die Zähne sehr geschätzt und den Jägern mit 5—10 Franken für das Pfund, zu welchem etwa 70 Zähne gehören, bezahlt. Um sie unbeschädigt den Riefen zu entnehmen, müssen diese einige Zeit in den Boden gegraben werden, worauf sich die Zähne leicht aus den Zahnhöhlen nehmen lassen. Sie werden dann sofort polirt und haben eine besondere Industrie ins Leben gerufen, welche 1890 250 Pfund solcher Zähne verarbeitet, eine gegen den Verbrauch von Eisenbleim allerdings sehr winzige Ziffer.

„Was verfolgt Du meine Heerde?“ In eigentümlicher Weise endet bei einer jüngst in Oberiteier abgehaltenen Jagd ein Menschenleben. Es wird darüber aus Bernegg geschrieben: Gestern war auf dem Kirchhof große Jagd. Unter den vielen Schüssen, die abgegeben wurden und so manchem munteren Waldbewohner ein vor schnelles Ende bereiteten, traf ein Schuß einen Rehbock, aber nicht sicher genug, denn der Bock brach aus seiner Todesangst aus dem Walde und nahm seine Flucht gegen die Reichstraße von Traröß. Auf der Straße geht jedoch ein Bewohner unseres Dorfes zum Bahnhof. Da schieß der Rehbock an ihm vorüber, die Fährte mit Blut zeichnend, gegen den Murruf zu. Unter Mann wird plötzlich vom Jagdeifer ergriffen und setzt dem Thiere in rasender Eile nach. Es war eine aufregende Jagd, das Wild wird matter und matter, der Mann holt es ein und reißt es nieder. Nun greift er nach dem Messer, schwingt es in die Luft, um dem Rehbock den Todesstoß zu versetzen, will auflösen — doch kraftlos sinkt der Arm herab, tot fällt der Mann auf das zitternde Reh — ein Derschlag hatte seinem Leben ein plötzliches Ende bereitet. Leute, die von der Ferne die Jagd nach dem Rehbock mit angesehen, eilten herbei. Der Todte hielt mit der erstarrten Hand noch das Reh fest. Ein Gnadenstoß machte aus diesem Leben ein Ende.

Vom Ursprung der blonden Menschen wissen die transvaanischen Zigeuner ein eigenartiges und stimmungsvolles Märchen zu erzählen. Einst hatte sich der Stamm der Kuluja zur Herbstzeit im Hain eines hohen Gebirges gelagert. Während der schönen Herbsttage vergnügte sich das junge Volk mit Spiel und Tanz. Da überraschte sie ein furchtbares Hagelwetter; ehe sie aber noch entfliehen konnten, gestoben die Hagelkörner, und eine wunderschöne Frau stand in ihrer Mitte. Ihre Augen waren so blau wie der Frühlingshimmel, ihre Haut glück dem Schnee, das Schönste aber war ihr Haar, denn es glänzte wie gesponnenes Gold. Und die schöne Frau sprach: „Ich bin die Frau des Nebelfönigs, die Herrin des Schnees. Ich wohne in einem Lande ferne von hier, wo ewiger Schnee ist. Dort hörte ich erzählen, daß die Leute hier auf der Erde die Liebe besäßen, die sie glücklich und unglücklich macht. Ich weiß nicht, was Glück ist, ich weiß nicht, was Schmerz ist, ich weiß nicht, was Liebe ist. Ich möchte gerne das Feuer der Liebe empfinden, obwohl ich von Kälte und Eis durchdrungen bin. Wer von Euch will mich die Liebe lehren?“ Da trat der schönste Jüngling des Stammes vor und sprach: „Ich will es.“ Er umarmte sie — aber er wich schnell zurück, denn sie war kälter als das kälteste Eis. Trotzdem wurde die Hochzeit gefeiert, und der Zigeuner führte die schöne Fremde in sein Zelt. Als sie aber am nächsten Morgen wieder aus dem Zelt trat, war sie ganz verändert. Ihre goldenen Haare waren flachhaarig, ihre Augen leuchteten, und ihre Wangen färbte ein zartes Rosenroth. Sie war noch tausendmal schöner als zuvor, denn sie mußte nun, was Liebe ist. Nach einem Jahr bekam sie einen Sohn, der war gerade so flachhaarig und blaueaugig wie sie. Zwanzig Jahre hatte die glückliche Ehe gewährt, eine Schaar blonder Kinder spielte in dem Zelt des Zigeuners. Da starb er und wurde mit lauten Klagen begraben. Weil die Wittwe noch immer ebenso schön war wie früher, fanden sich viele neue Freier; doch sie wich allen aus. Eines Tages, als die Zigeuner am Lagerfeuer saßen, trat sie zu ihnen und sprach: „Mein Mann, der Nebelfönig,

fordert mich jetzt zurück. Als ich zu Euch kam, mußte ich ihm versprechen, heimzukehren, sobald der Mann meiner Liebe gestorben sei. Nun gehe ich zu ihm, auch ihn die Liebe zu lehren. Ihr aber, hütet meine Kinder und liebt sie, wie ich Euch geliebt habe.“ Als sie so gesprochen, schwebte ein dichter Nebel heran, hüllte sie ein und trug sie über die Berge fort. Ihre Kinder aber wuchsen heran: von ihnen stammten die blonden Menschen.

Gewinn der Schweiz durch die Fremden. Ein Sekretär der englischen Gesandtschaft in Bern hat, wie die „Kieler Zeitung“ mittheilt, seine Aufstellungen dazu benutzt, über eine Frage Erhebungen anzustellen, mit der sich gewiß schon sehr Viele in Gedanken beschäftigt haben: nämlich mit der, wieviel Gewinn die Schweiz von ihren Fremden ziehen mag. Nach den „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien“ bestanden im Jahre 1894 in der Schweiz 7637 Gasthöfe, die sogenannten Pensionen eingerechnet, zusammen über 82 000 Betten in sich begreifend. Das in diesen Unternehmungen angelegte Kapital belief sich auf nahezu 410 Millionen Mark, das sich im Durchschnitt zu 7½ pCt. verzinst; dies würde einer jährlichen Einnahme von insgesammt 30¼ Millionen gleichkommen. Bei dieser Annahme würde auf jeden der Gasthöfe nur ein Jahresertrag von etwas über 4000 Mk. kommen, und wenn man bedenkt, daß auf eine Anzahl von Pensionshotels jedenfalls ein Vielfaches dieser Durchschnittseinnahme gerechnet werden muß, so muß man schließen, daß es auch viele recht bescheidene Gasthäuser unter der bekannten Zahl giebt. Zu den Vätern der Schweiz sendet Deutschland das größte Kontingent, nämlich 30,7 pCt. England kommt, was ebenfalls Manche nicht werden glauben wollen, erst in weitem Abstände an zweiter Stelle mit 20,7 pCt. unter den Besuchern der Gasthöfe. Der Schweizer selbst ist noch seltener in den Herbergen seines Landes zu finden, nämlich erst mit 18,9 pCt. der Besucher. Dann folgen Frankreich mit 10,8 pCt., Amerika mit 6,8 pCt.; der Rest vertheilt sich auf das übrige Ausland. Zur Bedienung dieser Gäste schaar sind 26 810 Personen beschäftigt, die zusammen ein Jahreslohn von 6 150 000 Mk. erhaschen, jedoch durchschnittlich jeder der Angestellten 230 Mk. bezieht. Dies ist ein Beweis, wie sehr die Bedienung auf die Trinkgelder der Gäste angewiesen ist, wenngleich auch in Anschlag gebracht werden muß, daß die meisten schweizerischen Gasthäuser nur einige Monate im Jahre geöffnet sind. Für deutsche Reisende geht aus jenen Verhältniszahlen hervor, daß sie wenigstens in dem größten Theile der Schweiz deutsche Geschäfts- und Verkehrssprache, deutsche Tischkarten u. dgl. verlangen dürfen.

Die Tragfähigkeit des Eises. Das Eis darf, bevor es eine Stärke von 4 cm hat, nicht betreten werden, da erst bei dieser Dicke einzelne Personen gefahrlos es überschreiten können. Bei 8 cm Stärke können schon Infanterie-Kolonnen, jedoch ohne Trittschritte über das Eis marschieren. Für Kavallerie und leichte Wagen genügt schon eine Dicke von 12—15 cm. Hat das Eis aber erst eine Dicke von über 36 cm erreicht, so widersteht es den größten Lasten und könnte bei strengem Frost selbst von Eisenbahnzügen ohne jegliche Gefahr passirt werden. Tritt Thauwetter ein, so ist auch stärkeres, sonst tragfähiges Eis oft morich und aus diesem Grunde das Betreten desselben mit Gefahr verknüpft.

Die Bevölkerung der Erde. In der New-Yorker Zeitschrift „Medical Record“ nach den Ergebnissen der letzten fünfjährigen Zählung der verschiedenen Völker zusammen. Sie scheint sich in den Jahren 1874—1895 von 1391 Millionen auf 1480 Millionen vermehrt zu haben, dies würde eine Zunahme von über 6 Prozent bedeuten. Wenn für die Folge eine weitere Zunahme von 5 Prozent angenommen wird, so würde die Erde im Jahre 1900 1549 Millionen und im Jahre 2000 2548 Millionen Menschen beherbergen.

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Für unsere Kleinen. Musterte Monatschrift für Kinder von 4 bis 10 Jahren. Herausgegeben von G. Chr. Dieffenbach. Pro Jahrgang 12 Nummern. (Gotha, Friedrich Andreas Berthes.) Preis pro Vierteljahr 0,60 Mk. Pro Jahrgang in eleg. Einband 3 Mk. Soeben geht uns die Weihnachtsnummer dieser trefflichen Kinderzeitschrift zu, die wir recht warm empfehlen möchten. Die innig empfundenen Weihnachts-Gedichte und Lieder, sowie der reichhaltige, sorgfältig gewählte Bilder Schmuck machen das Heft zu einer für die Kleinen ganz besonders wertvollen Weihnachtsgabe, die wir recht vielen unserer Kleinen mit auf den Weihnachtstisch wünschen.

— Von Ernst Schill (Pastor S. Keller) ist unter dem Titel: „Der Brautwächter“ (172 S. Preis 1,60 Mk. geb., 2,60 Mk. geb.) im Verlage von Ulrich Meyer in Berlin eine Novelle erschienen, die wir unsern Lesern sehr gern empfehlen. Ein allerliebster Humor geht durch diese höchst originelle Geschichte, die in Russland spielt, wie fast alle Erzählungen des Verfassers. „Der Brautwächter“ eignet sich sehr gut als Festgeschenk für Damen, wie für Herren. Der Preis ist bei guter Ausstattung des Buches sehr mäßig.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Ziehe, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.